

Scho-Ka-Kola für den Feind

EBERHARD HEINEMANN

Impressum

Eberhard Heinemann
Scho-Ka-Kola für den Feind
Ahnatal 2014

© Text und Bilder beim Autor

© Abbildungen auf der Titelseite: FRANK.COMMUNICATION., www.frank-com.de;
Rechteinhaber unbekannt. Rechte bleiben gewahrt.

© Abbildungen auf der Rückseite: Autor;
SCHO-KA-KOLA GmbH, Norderstedt

ISBN 978 3 940232 09 0
Verlag Frank Fornaçon, Am Gewende 34, 34292 Ahnatal,
www.verlagff.de

Texterfassung: Anneliese Fornaçon
Layout und Satz: FRANK.COMMUNICATION., Singen, www.frank-com.de

Eberhard Heinemann
Scho-Ka-Kola für den Feind

Erinnerungen

Kassel, 2014
Verlag Frank Fornaçon

**Eberhard Heinemann
zum 90. Geburtstag
von seinen Freunden in der
Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Kassel-West**

Über dieses Buch

Der Autor, der am 26. Dezember 1924 in Kassel zur Welt kam, hat regelmäßig in der Georg-August-Zinn-Schule in Kassel von seinen Kriegserfahrungen berichtet. Dabei konzentrierte er sich auf die letzten drei Tage vor seiner Gefangennahme. Die Schülerinnen und Schüler bereiteten sich auf diese Weise auf den Besuch von Kriegsgräberstätten vor. Als „Honorar“ erbat sich Eberhard Heinemann, dass die Schülerinnen und Schüler ihm in einem Brief von ihren Eindrücken berichteten.

Lew Kopelew, selbst während des Krieges Soldat der Roten Armee, bedankte sich 1996 für eine Kopie des Vortrages: „Ebenso wie Sie bin ich überzeugt, dass wir unseren Kindern und Kindeskindern über die schrecklichen Erlebnisse berichten müssen, die unsere Generation erleben musste, damit sie sich nicht wiederholen.“

Die 15jährigen Schüler einer 9. Klasse schrieben dem Autor:

„Durch den Vortrag ist mir nochmals bewusst geworden, dass Krieg sinnlos und grausam ist.“

„Es ist mir sehr nahe gegangen, wie Sie von Ihren Erlebnissen berichtet haben. Ich bedanke mich bei Ihnen, dass Sie mich an Ihrer Vergangenheit haben teilnehmen lassen.“

„Ich hatte nie gedacht, dass der Krieg wirklich so schlimm sein könnte.“

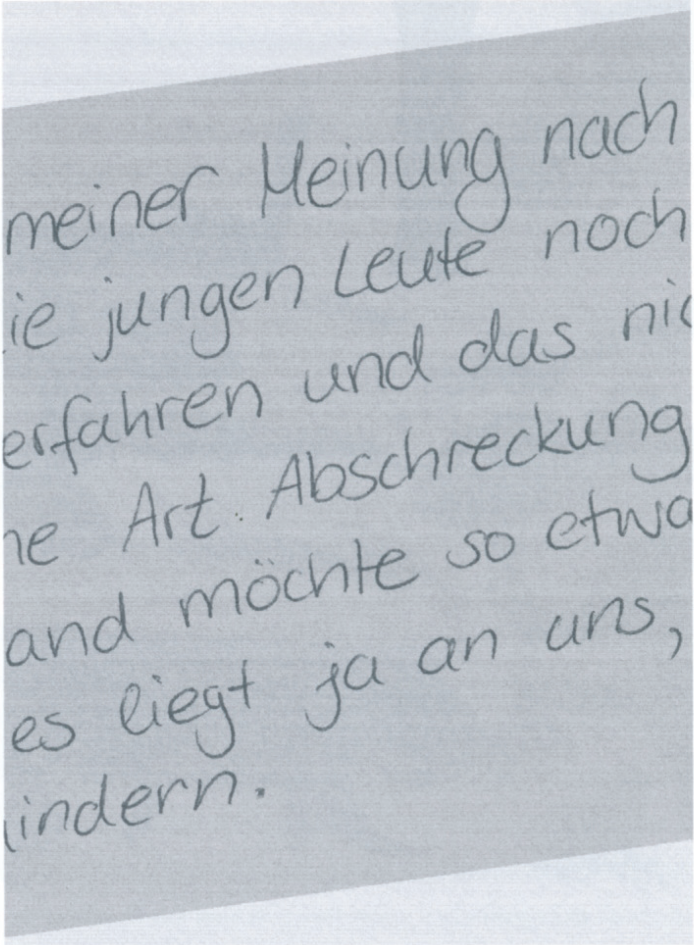
„Ich bewundere Ihre Stärke, wie Sie es verkraften, mit so einer Situation umzugehen.“

„Dass Sie so offen auf die von uns gestellten Fragen geantwortet haben, hat mich persönlich sehr beeindruckt.“

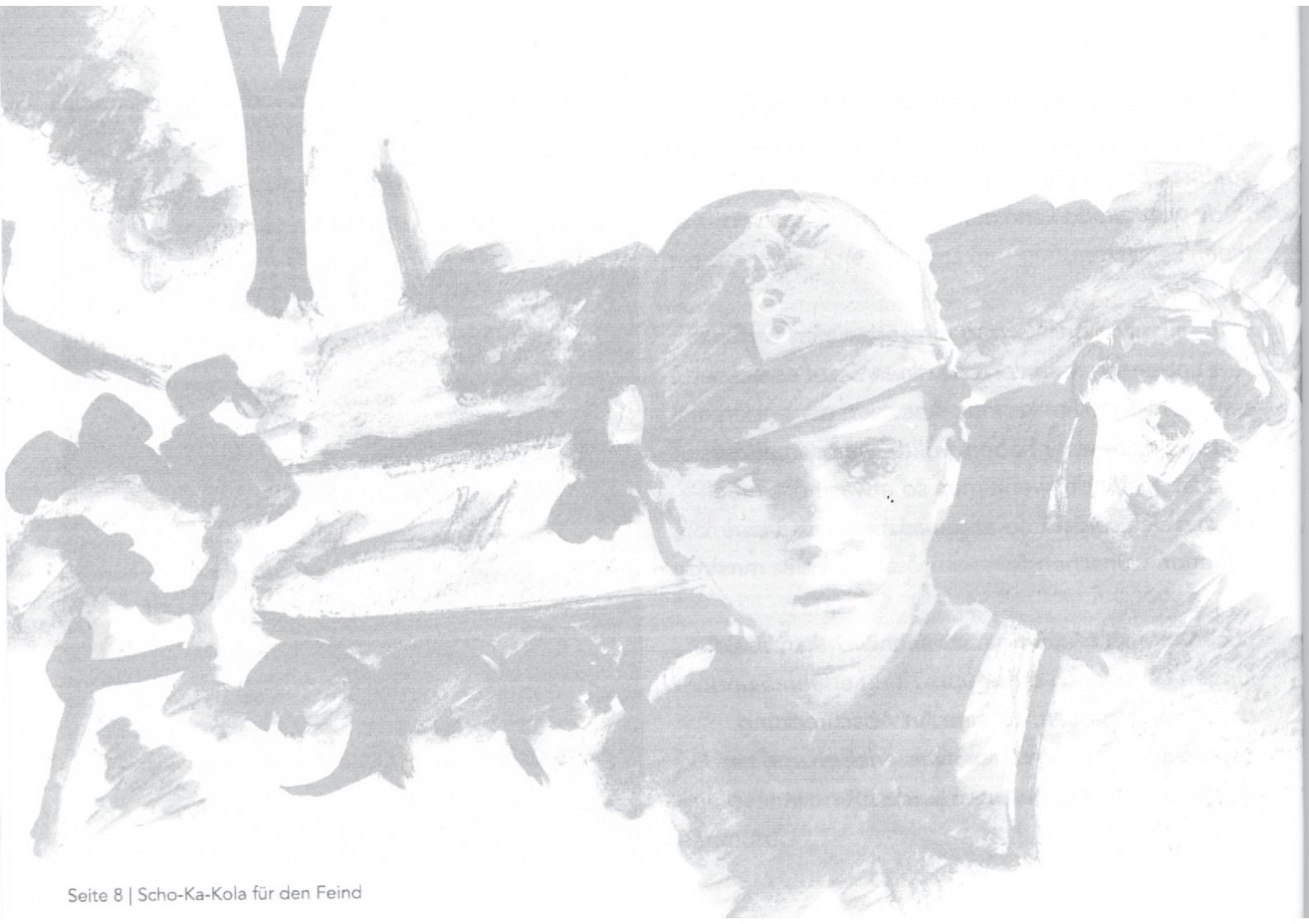
„Die Rede war für mich sehr spannend. Man kann sich alles bildlich vorstellen. Ich werde viel für mein späteres Leben mitnehmen. Das Brutale in der Rede war gut. So kann man sich in die Lage von Ihnen versetzen.“

„Für mich war der Vortrag mit sehr vielen Gefühlen verbunden, da man von der einen Seite es sich sehr gut vorstellen konnte. Aber von der anderen Seite es nicht wahr haben wollte, was damals passiert ist. Ich finde, wenn man so etwas hört, möchte man sich selbst und anderen niemals so eine Situation wünschen.“

„Es ist meiner Meinung nach sehr wichtig, dass die jungen Leute noch etwas vom Krieg erfahren und das nicht vergessen, als eine Art Abschreckung, denn niemand möchte so etwas erleben und es liegt ja an uns, Kriege zu verhindern.“



meiner Meinung nach
die jungen Leute noch
erfahren und das nicht
ne Art: Abschreckung
and möchte so etwas
es liegt ja an uns,
hindern.





Scho-Ka-Kola für den Feind

Am 21. Juni 1944, am Jahrestag des deutschen Einmarsches in die Sowjetunion 1941, durchbrachen die Russen, zum Teil mit zwanzigfacher Übermacht unsere Linien. Nach wenigen Tagen waren wir in Babruysk (Weißrussland) eingeschlossen.

Die Stadt lag schon unter Artilleriebeschuss. Wo immer man sich bewegte, es geschah in gebückter Haltung, möglichst neben der Straße in tiefer gelegenen Flutgräben. Plötzlich ein furchtbarer Anblick. Vor mir lag eine Hand, sie blickte aus dem Ärmel einer Feldbluse heraus. Das ganze Gras war blutrot gefärbt. Hier musste ein Granatsplitter einem deutschen Soldaten den Arm abgerissen haben.

Dieser Kriegseinsatz begann ganz anders, als wir es geübt hatten. Während der Ausbildung sahen wir stets vor uns den Feind, gegen den wir anstürmen mussten. Hier nun stürmten die Russen und trieben uns vor sich her.

Um nicht ganz hilflos zu sein, unterbrachen wir unser Stiftengehen und schossen, in Hast und Eile auf die uns nachfolgenden Gegner. Dabei passierte es. Während ich schoss, lief ein Kamerad an meiner Gewehrmündung vorbei. Er ging etwas in die Knie und hielt die Hand vor sein taub gewordenes linkes Ohr. Es war der Bruchteil einer hundertstel Sekunde, der ausreichte, dass ich ihn nicht in den Kopf geschossen hätte.

Die Gegenseite gab das Tempo an, indem sie ihren Angriff immer wieder einmal stoppte, um sich neu zu formieren. In einer solchen Verschnaufpause standen wir zusammen, während einer unserer Leute eine Ladehemmung an seinem Maschinengewehr hatte. Er wollte sie beheben, zog den Spannhelb zurück, dabei löste sich ein Schuss.

Genau vor ihm stand mein Freund Walter Emerich. Er nahm seinen Stahlhelm vom Kopf und

sagte ganz ruhig: „Ich bin getroffen“. Dann löste er das Koppelschloss, an dessen Gürtel die Patronentaschen hingen und setzte sich leichenblass auf die Erde. Kein Schmerzensschrei, kein Wort der Klage. Er stand offenbar unter Schock. Es muss ein Bauchschuss gewesen sein.

In der Schule lernten wir das Lied: „Ich hatt' einen Kameraden“. In der zweiten Strophe heißt es: „Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir, oder gilt sie dir, sie hat ihn weggerissen, er liegt vor meinen Füßen, als wär's ein Stück von mir“. Das hatte ich immer gedankenlos mitgesungen, es betraf ja eine Zeit, die lange zurücklag. Nun hatte mich die Zeit eingeholt. Das Lied war schreckliche Wirklichkeit geworden. Es war zwar keine feindliche Kugel, wohl aber hätte sie mich an seiner Stelle treffen können. Als ich diese Begebenheit einer Schulklasse erzählte, stellte ich ihr die Frage: „Als der russische Angriff wieder begann, was hättet ihr an meiner Stelle

gemacht“? Ich habe keine Antwort bekommen, es herrschte eine peinliche Stille. Also beantwortete ich meine Frage selbst. „Ich habe ihn allein gelassen, bin wie alle anderen stifen gegangen und das hatte seinen Grund.

Seit drei Jahren befanden wir uns mit Russland im Krieg. Über die vielen zehntausende Vermissten wusste man nichts, denn es bestand keine Postverbindung durch das Rote Kreuz. Wenn über deren Gefangenschaft berichtet wurde, dann nur in grausamen Bildern von Verstümmelten, die den Russen in die Hände gefallen waren, und die man bei einem Gegenstoß entdeckt hatte. In regelmäßigen Abständen erschienen solche Berichte in unserer Presse.

So etwas wollte man nicht erleben. Man hatte eine panische Angst vor einer Gefangennahme. Dennoch, einen schwerverwundeten Kameraden alleine zu lassen, war keine Heldentat, eine Begebenheit,

die man nicht vergisst. Wir versuchten also, den Einschließungsring zu durchbrechen. Wenn eine Straße unter Maschinengewehrfeuer lag, man sah es an der Leuchtspur, musste man diese nacheinander in ungleichen Zeitabständen spurtend überqueren.

Schließlich war ich an der Reihe. Mitten auf der Fahrbahn rutschte ich mit meinen benagelten Schuhsohlen aus und tat instinktiv das Richtige. Ich blieb liegen, stellte mich tot. Dabei hörte ich, wie der Nachfolgende entsetzt meinen Namen rief. Dicht über meinem Kopf zischten die Leuchtspurgeschosse. Mein Leben hing an einem seidenen Faden. Dabei ist man angespannt, aufs äußerste konzentriert. Es bleibt kein Raum für Todesängste. Nachdem der Letzte die Straße spurtend überquert hatte, ich wusste, es waren noch vier Mann gewesen, war ich in Gedanken bei dem russischen Schützen, der irgendwann merkte, jetzt kommt keiner mehr. Nun brauchte er etwas Zeit, um sein

Gerät zusammen zu packen. Denkbar, dass er seinen Leuten zugerufen hat: „Einen habe ich wenigstens umgelegt“. Nun war er nicht mehr feuerbereit. Entsetzt stellte er fest, dass er sich geirrt hatte. Der Tote auf der Straße wurde plötzlich wieder lebend, spurtete auf die rettende andere Straßenseite, zum Gespött seiner und zur freudigen Überraschung meiner Kameraden. Damals war es noch nicht üblich, einen Kumpel in die Arme zu schließen, wohl aber klopfen mir meine Kameraden anerkennend auf die Schultern: „Junge, das hast du gut gemacht!“

So hatte ich die schützenden Häuser der anderen Straßenseite erreicht. Diese führte nun direkt zur Stadt heraus. Aber schon nach wenigen hundert Metern lief nichts mehr. Hier stauten sich Kraftfahrzeuge, Geschütze und Fuhrwerke, die von Pferden gezogen wurden. Ein durchgedrehter Offizier gab den Befehl: „Alle Tiere ausspannen und erschießen.“

Es waren große, kräftige Pferde, die in meiner Kindheit Möbel-, Kohlen und Brauereiwagen zogen. Wenn ein solcher in einer nahen Gaststätte Halt machte, hatte es mich stets dorthin gezogen. Der Kutscher war immer derselbe, Herr Kröning, ein körperfülliger Mann mit Manchesteranzug, ledernen Gamaschen und ebensolcher steifen Schürze. Seine Mütze hatte ein Messingschild, auf dem stand „Brauerei Schifferhof“. Alles was er tat, geschah im gleichen gemütlichen Rhythmus. Er nahm den Pferden ihre Kandaren aus ihren Mäulern. Dann hing er jedem einen zylinderförmigen Futter sack um. Während er die Bierfässer ablud, ver speisten die Tiere ihren Hafer. Ich blieb solange bei ihnen, bis sie das erste Mal mit ihren Nüstern die Spreu aus ihren Säcken pusteten. Das musste ich unbedingt noch sehen. Dann lief ich schnell nach Hause und holte mir trockene Brotreste. Wenn ihnen die Beutel abgenommen wurden, bekamen sie von mir ihren Nachtsch. Unvergesslich, wenn

sie mit ihren samtweichen Mäulern das Brot von meiner Kinderhand nahmen. Ich liebte sie, kannte beide beim Namen. Für mich waren es meine großen Freunde. In meiner kindlichen Gedankenwelt musste ich für sie ihr kleiner Freund gewesen sein. Erwartungsvoll schauten sie stets zu mir herunter, wenn ich mit meiner Brottüte kam.

Und nun diese sinnlose Hinrichtung. Man schirrte die Pferde aus, nahm ihnen das Halfter vom Hals. Dabei hatten sie Angst. Man sah es ihnen an. Karabinermündung an die Stirn, ein Schuss, dann bäumte sich das schwere Tier wie ein Zirkuspferd auf. Mit weit aufgerissenen Augen fiel es nach vorne, dabei drückten seine Beine ein und unter lauten Röcheln und Schnaufen kam rosafarbener Schaum aus seinen Nüstern, es war ein schrecklicher Todeskampf.

Mit flehendem Blick schaute das zweite Pferd den Soldat an, als wollte es sagen: „Bitte, bitte, lass mich

doch am Leben". Aber der drückte abermals ab, dann das gleiche furchtbare Schauspiel. „Welch ein Wahnsinn“, dachte ich. Dabei stellte ich fest, dass alles um mich herum nur noch der helle Wahnsinn war.

Ich konnte diese Grausamkeit nicht mehr mit ansehen, denn weitere Pferde standen auf der Abschussliste dieser kriegerischen Idioten. Ich verschwand hinter nahen Häusern. Dort stieg ein junger Meldereiter von seinem Rappen. Er sagte zu mir: „Das mache ich nicht mit. Er war mein treuer Freund, mögen die Russen ihn hier wegholen“. Dann band er ihn ganz kurz an ein Fensterkreuz, um sicher zu gehen, dass er nicht von den eigenen Leuten entdeckt und ebenfalls erschossen wurde. Während er ihn ein letztes Mal streichelte, sagte er: „Ist das nicht ein hübscher Kerl?“

Traurig blickte das Pferd zu seinem treuen Freund, dem jungen Meldereiter.

Und weiter bedrängten uns die Soldaten der Roten Armee. Im Gegensatz zu uns, wurden sie von den Einwohnern, ihren Landsleuten, unterstützt. Ungehindert schossen sie aus deren Häusern auf uns. So etwas nennt man heute „Heimvorteil“. Als ein alter Mann und ein kleiner, etwa achtjähriger Junge ängstlich aus einem Erdbunker herauschauten, rief unser Zugführer, ein Leutnant: „Aus dem Keller ist geschossen worden!“. „Los raus“, herrschte er die beiden an. Dann sein Befehl an uns: „Legt sie um“. Mit entsetzten Blicken schauten die beiden armen Menschenkinder auf die deutschen Soldaten, die ihre Gewehre auf sie richteten. Es waren meine Kameraden. Auf ihren Koppelschlössern standen, genau wie auf meinem, kreisförmig angeordnete Worte: „Gott mit uns“.

Ich hatte furchtbar Angst, ich wollte das nicht sehen und sprang hinter eine Bretterwand, die mir die Sicht zu diesem grausamen Geschehen nahm.

Als die Schüsse verhallt waren, verließ ich meine Deckung und sah die beiden auf der Erde liegen, die Beine des kleinen Jungen machten noch so zuckende Bewegungen. Vielleicht waren es Großvater und Enkel.

Im Alten Testament unserer Bibel entdeckte ich einen Kriegsbericht aus dem damaligen Israel (5.Mose 28,49-50). Darin werden ihre Gegner wie folgt beschrieben: „Eine Nation, deren Sprache du nicht verstehst, eine Nation harten Angesichts, welche die Person des Greises nicht ansieht und des Knaben sich nicht erbarmt.“ Das betraf in den Augen der russischen Bevölkerung die Deutschen und ein halbes Jahr später in den Augen der ostpreußischen Bevölkerung die Russen.

Dieser 28. Juni 1944 war ein sonniger, herrlicher Tag, aber für mich schien die Sonne nicht lieblich, wie bisher in meinem Leben, sondern sie brannte erbar-

mungslos vom Himmel, nicht nur wegen der vielen Klamotten und der umfangreichen Ausrüstung, die ich schleppen musste, sondern auch wegen der grausamen Begebenheiten, die ich durchlebte.

In den Abendstunden entdeckten wir eine Möglichkeit, die Stadt ungehindert verlassen zu können. Wenig später kamen wir in ein Dorf, in dem sich Soldaten von anderen Einheiten schon eingegigelt hatten. Erdwälle, Erdlöcher sollten sie bei bevorstehenden Angriffen schützen. Auch ich grub mich ein, direkt neben einer Flakstellung.

So heiß wie die Tage waren, so unangenehm kalt waren die Nächte. Soldaten im Krieg erleben das zu allen Zeiten. Die Bibel hat es auf den Punkt gebracht mit dem Zitat (5. Mose 28,67): „Am Morgen wirst du sagen, wäre es doch erst Abend und am Abend wirst du sagen, wäre es doch erst Morgen“. Mich, den Neunzehnjährigen erwartete noch mal

ein schwerer Tag. Es war der 29. Juni 1944. Wenn wir bisher in einer Großstadt eingeschlossen waren, dann saßen wir jetzt in einer ungleich kleineren Falle, in einem Dorf. Innerhalb weniger Stunden hatten wir die dörfliche Idylle mit Löchern, Gräben und Erdwällen verunstaltet. Hilflos warteten wir auf den Angriff der Russen.

Längst hatten sie das Heft in der Hand. Sie brauchten sich nicht einzugraben. Ihre Aufgabe bestand darin, uns mit ihrem Granatwerferfeuer zu zermürben, zu vernichten. In meinem Loch fühlte ich mich vor Splittern geschützt. Nur ein Volltreffer hätte mein Leben ausgelöscht.

Plötzlich Motorengeräusch. Zwischen zwei Häusern steuerte eine russische Selbstfahrlafette auf uns zu. So nahe hatte ich noch nie einen Russenpanzer gesehen. Die 2cm Flak neben mir zielte auf das Ungetüm, dessen Fahrer sofort das Gefährt um

die eigene Achse drehte, um sich wieder aus dem Staub zu machen. Dabei setzte er die Besatzung im offenen Geschützraum schutzlos den deutschen Geschossen aus.

Ich sah die armen Kerle mit ihren verwaschenen Uniformen. Sie versuchten in Deckung zu gehen. Ein weiterer Feuerstoß setzte das Gefährt außer Gefecht und ihren jungen Leben ein Ende. Nun versuchten die Russen dieses deutsche 2cm Geschütz auszuschalten.

Die Granatwerfereinschläge kamen immer näher. Ein solches Geschoss verding sich in der Leitung eines Strommastes, überschlug sich und fiel, wie ein schwarzer Vogel, leblos zur Erde ohne zu explodieren. Die nächste Granate war ein Volltreffer, ganz dicht neben mir, inmitten der Geschützbedienung. Ich sprang aus meinem Loch um zu helfen. Was ich sah, war grausam: Übereinanderliegende Kame-

raden, mit denen ich vor ein paar Minuten noch gesprochen und eine Zigarette geraucht hatte, entstellte Gesichter, abgerissene Körperteile, dazu alles blutrot, einer bewegte sich noch, trotz schwerer Verwundung.

So etwa muss es in Afghanistan aussehen, wenn ein Selbstmordattentäter seinen Sprenggürtel zündet. Bundeswehrsoldaten, die so etwas erleben, werden sofort abgezogen, psychologisch und seelsorgerlich betreut, dann kommen sie nach Hause. Ich selbst war traumatisiert, verkroch mich instinktiv in mein Loch, so, als wollte ich mich aus dem verdammten Krieg zurückziehen. Hilfe von außen wurde mir nicht zu Teil.

Bei strahlendem Sonnenschein bevölkerten immer mehr Fliegen die zerfetzten Kameraden der Flak-Soldaten, die recht bald in Verwesung übergehen und mehr und mehr stinken würden. Also verließ

ich deren unmittelbare Nachbarschaft und krabbelte aus meinem engen Loch, nicht zuletzt auch, um nach Wasser zu suchen, um meinen quälenden Durst zu löschen.

Auf meinem Weg befand sich eine Gruppe Soldaten, geschützt in einem Graben, in ihrer Mitte zwei Unbewaffnete. Das machte mich neugierig, ich hockte mich zu ihnen. Man hatte die beiden erwischt, als sie das Granatwerferfeuer der Russen optisch und akustisch lenkten. Der eine, ein Wiener, gab aus einer Baumkrone Signale an den anderen, einen Magdeburger, der im Kornfeld ein russisches Feldtelefon bediente.

Auf die Frage, was sie auf dem Baum gemacht haben, war seine hilflose Antwort: „Ich habe mein Gewehr gereinigt“. Das erregte unsere verächtliche Heiterkeit. Der andere mit dem Feldtelefon sprach seinen russischen Gesprächspartner mit „Zahlmeis-

ter“ an. „Zahlmeister, noch zwei Meter zugeben, dann haut es hin.“ Und es hat hingehauen, es war der Volltreffer neben mir in der Flakstellung. Ein Unteroffizier, dessen Kameraden so grauenvoll umgekommen waren, stellte ihnen die Frage: „Alle Achtung der Roten Armee, die Deutsche für so etwas gewinnen kann. Sagen Sie, was hat man Ihnen dafür versprochen?“

Die Antwort des Magdeburgers war ebenfalls recht hilflos: „Sie können sich bei meiner Frau erkundigen. Ich war nie ein Kommunist.“ Noch einmal mussten wir laut verächtlich lachen. Der Unteroffizier machte es kurz: „Im Namen des Kessel-Kommandanten verurteile ich sie zum Tode. Geben sie mir ihre Erkennungsmarken.“ Er brach die eine Hälfte ab und gab ihnen zum Umhängen die andere zurück mit dem Hinweis: „Sie wissen, was das bedeutet, ihre Kameraden sind dabei ihre Löcher zu schaufeln“.

Ich sah, wie ihnen das Blut aus den Gesichtern wich, denn sie mussten bei vollem Verstand das über sich ergehen lassen, was man normalerweise gar nicht erleben kann, das Umhängen einer halben Erkennungsmarke. Bei Gefallenen besorgen das stets die nächsten Kameraden.

Für einen Moment versuchte ich mich in ihre Lage zu versetzen. Dabei dachte ich, in einer solchen Situation muss das eigene Herz zu Eis erstarren. Vor mir standen zwei Menschen, deren Aussehen, deren Sprache sich unauslöschlich bei mir eingepägt haben, wenngleich die Begegnung nur wenige Minuten dauerte. Wer möchte schon Todeskandidaten gegenüberstehen, Menschen, die noch denken und sprechen können, ihre Gliedmaßen bewegen, mich anschauen, wenn ich mit ihnen rede.

In wenigen Minuten werden sie bewegungslos auf der Erde liegen, man wird sie in das frisch ausgeho-

bene Loch werfen, mit Erdaushub zuschaukeln. Das war eine makabre Szene.

Wie hättest du dich an meiner Stelle verhalten? Alles menschliche Mitleid, zu dem ich immer fähig war, existierte nicht mehr. Das schreckliche Erlebnis des Volltreffers direkt neben mir, dazu der furchtbare Anblick, den ein solcher anrichtet, bestimmte mein Denken und Tun. Beschimpft hatte ich sie: „Ihr müsst euch mal ansehen, was ihr verbrochen habt!“ Dann titulierte ich sie mit einem verächtlichen Schimpfwort.

Mit dieser Feststellung beendete ich für mich das grausige Geschehen, weder um mit zu schießen, noch um zuzuschauen, denn das gewaltsame Auslöschen eines Menschen ist nicht sehenswert. Und dann wurde ich doch noch ganz unfreiwillig Zeuge einer Erschießung. Sie folgte spontan, ohne jedes Urteil.

Ein junger deutscher Soldat, ohne Waffen, wurde von zwei anderen zu einem Haus geführt. Das ließ nichts Gutes ahnen. Plötzlich riss er sich los und spurtete in Richtung russische Linien. Erfolglos hatte er versucht, andere zum Überlaufen zu überreden.

Lew Kopelew, ehemaliger Sowjet-Major, berichtete aus dieser Zeit: „Im Juni 1944 hatten wir Gefangene einfach zurückgeschickt und gesagt, geh' zurück und hol' die anderen.“ So muss es wohl diesem deutschen Soldaten ergangen sein.

Niemand von uns richtete seine Waffe auf den Fliehenden. Ganz in meiner Nähe entriss ein weißhaariger Major, er war ohne Kopfbedeckung, einem Soldat dessen Gewehr, als wolle er sagen: „Wenn ihr zu feige seid, dann muss ich es wohl tun“. So schoss er stehend, wie bei einer Treibjagd auf den fliehenden Überläufer, bis er getroffen in sich zusammenbrach. Während mir der Junge leid tat,

hasste ich den kaltschnäuzigen Major. Er war aus dem gleichen Holz geschnitzt wie die vielen Kriegsrichter, die Todesurteile am laufenden Band aussprachen, bedenkenlos Leben auslöschten.

Dieser junge Soldat lag am Boden, nur ein Herz- oder Kopfschuss hätte ihn sofort getötet, denkbar, dass er noch lebte und schwer verwundet war. Ich hatte es erlebt, dass getroffene Kameraden zuerst nach Hilfe und zum Schluss nur noch nach ihrer Mutter riefen. Dieser jedoch war viel zu weit entfernt, um ihn zu hören, wohl aber sind es die Mütter in der fernen Heimat, die so etwas vernehmen, erahnen, weil sie Tag und Nacht mit ihren Söhnen gedanklich verbunden sind. Unruhig stellen sie plötzlich die Frage, „Wie mag es unserem lieben Jungen ergehen?“

Wie gut, dass sie es nicht wussten, unter welchen Umständen er ums Leben kam, dass ein deut-

scher Major ihn hinterrücks erschoss, ermordet hatte, dass er bedenkenlos ein junges Menschenleben auslöschte, dass er einer deutschen Mutter ihren lieben Jungen nahm, um den sie monatelang Tag und Nacht gebangt hatte. In einigen Wochen wird sie die amtliche Mitteilung bekommen, dass er seit Ende Juni vermisst ist. Kriegsaltag im Sommer 1944.

Es würde den gegebenen Rahmen sprengen, wollte ich alle Begebenheiten dieses Tages mit einfließen lassen, nur so viel, ich machte mich nützlich, Verwundete aufzufinden, Notverbände anzulegen. Ein solcher saß mit dem Rücken an einem Baum, seine Augen blickten traurig ins Leere. An der rechten Seite seines unbedeckten Kopfes entdeckte ich im Schädel eine etwa 3x5 cm große Öffnung, das Gehirn mit seinen Windungen lag frei, so wie man das auf medizinischen Anschauungstafeln sieht. Das war noch einmal ein unendlich langer Tag.

Rückschauend auf den gestrigen Morgen, als wir vor den Russen flüchteten, schien das für mich zwei, drei Wochen zurück zu liegen. Das ist ein Kriegsphänomen, denn ein solcher Einsatztag besteht aus 16 Stunden, das sind fast 1000 Minuten und jede einzelne ist ausgefüllt mit Angst und Schrecken. Deshalb nannte Rommel den ersten Tag der bevorstehenden Invasion der Alliierten in der Normandie den „längsten Tag“.

Auch das Alte Testament beschreibt vor mehr als 2000 Jahren einen solchen Tag in seiner bildhaften Sprache (Josua 10,13): „Die Sonne blieb mitten am Himmel stehen und eilte nicht zu ihrem Untergang“. Mit anderen Worten, die Erde hörte vorübergehend auf sich zu drehen.

In den Abendstunden wollten die Russen die Sache endlich zum Abschluss bringen, um nach oben zu melden: „Das Dorf XY ist befreit“. Also gingen sie

zum offenen Angriff über, mit urra, urra, stürmten sie auf uns zu. Niemand hatte es uns befohlen, wir sprangen aus unseren Deckungen, schrieten urra, urra und liefen ihnen kämpferisch entgegen. Sie hauten ab. Damit hatten sie nicht gerechnet. Lachend, schreiend, schießend, stürmten wir nach vorne, es war ein wohltuender Gefühlsausbruch nach tagelanger Angst und Unterlegenheit, fast wie ein Indianderspiel. Die kurze Kriegs- und Kampfbegeisterung lag endlich mal auf unserer Seite.

Es war schon dunkel, als wir unbehelligt das leidvolle Dorf verlassen konnten, alle Verwundeten mussten wir zurücklassen, die Möglichkeit ihnen zu helfen bestand ohnehin nicht. Unterwegs begegneten uns, von einer Anhöhe kommend, grölende, singende, russische Soldaten, offenbar alkoholisiert. Wir wichen ihnen nicht aus, dicht marschierten wir in der Dunkelheit aneinander vorbei. Ganz in unserer Nähe verstummten sie wie auf Komman-

do. „Das sind ja Deutsche“, müssen sie entsetzt festgestellt haben. Ihnen war klar, dass wir die Möglichkeit hatten, sie alle umzulegen. Für beide Seiten wurde es eine erste friedliche Annäherung.

Irgendwann erreichten wir das Steilufer der Beresina. Dieses Gelände war eine regelrechte Falle. Wer schwimmen konnte, versuchte die andere Seite zu erreichen. Unsere Gruppe löste sich auf. Mit einem Feldweibel erreichte ich das jenseitige Ufer. Dort begrüßte uns eine hufeisenförmige Waldlichtung mit einer saftig grünen Wiese. Wir zogen unsere durchnässte Kleidung aus und hofften, dass die aufgehende Sonne alles trocknen würde. Todmüde und nackt legten wir uns in das kalte, taunasse Gras, ohne Isomatte, ohne Schlafsack. Wir schliefen sofort ein. Benommen von der heißen Mittagssonne wurden wir wach. Unsere Sachen waren trocken, aber die Haut hatte einen Sonnenbrand. In der nahen Beresina füllte ich un-

sere Feldflaschen. Nachdem ich mein gebrauchtes Taschentuch im Fluss ausgewaschen hatte, übernahm es für mich die Funktion eines Schmutz- und Bakterienfilters, das glaubte ich jedenfalls und löschte gierig meinen Durst.

Um unsere Linien zu erreichen, hätten wir die Beresina verlassend in das Landesinnere marschieren müssen. Wie aber konnten wir dort unseren ständigen Durst löschen? Nur an Brunnen in den Dörfern und hier waren überall russische Soldaten. Also waren wir auch weiterhin an den Fluss gebunden, um nicht zu verdursten. Unterwegs kamen noch weitere Wehrmachtssoldaten hinzu, so dass wir am Ende acht Mann waren. Eine weitere Nacht bescherte uns hin und wieder eine Schlafpause in trockener Kleidung.

Morgens gegen sechs Uhr wurde einer nach dem anderen wach. Wir befanden uns in einem desolaten Zustand. Jemand gab das Stichwort: „Leute, lasst

uns aufgeben!“ Wir stimmten zu, denn die nächtliche Begegnung mit den besoffenen Rotarmisten ließ uns hoffen, dass auch die Gegner uns nicht erschießen werden. Wir entwaffneten uns selbst. Alle die wertvollen, gehüteten Dinge, wie Gewehr, Pistolen, Seitengewehr, gefüllte Patronentaschen waren von einem Moment zum anderen wertlos geworden. Man warf das Zeug einfach in den Fluss.

Gegen 7 Uhr kamen einige Frauen aus dem nahen Dorf. Wir verließen unsere Deckung und zeigten, dass hier noch frei herumlaufende Deutsche sind. Das hatte seine Wirkung. Schreiend liefen sie zurück. Nun wussten wir, bald kommen die Iwans und nehmen uns gefangen.

Niemand sagte ein Wort. Obwohl ich noch sieben Kameraden zur Seite hatte, fühlte ich mich einsam und verlassen. In solcher Situation ist für viele Menschen das Gebet ein letzter Ausweg. Ich

hatte nur einen Wunsch, möge Gott uns menschliche Russen schicken, nicht solche, die uns foltern und verstümmeln. Zum Abschied sah ich mir noch ein letztes Mal meine Familienfotos an, alles Bilder eines unbeschwereten Wohlstandes. Wer noch etwas zu Essen hatte, verspeiste es. Es war der Rest meiner eisernen Ration, ein Beutelchen mit kissenförmigen Keksen und eine runde Tafel Scho-Ka-Kola. Dennoch ließ ich zwei, drei Riegel in der Dose zurück. Mir war klar, dass uns die Russen alles abnehmen werden, was nicht niet- und nagelfest war. Wenn nun mein Gegner noch etwas Schokolade findet, wird er sich die Frage stellen, warum hat der Deutsche sie nicht aufgegessen? Ganz einfach, ich wollte ihn damit besänftigen: „Ich schenke dir Schokolade – schenk du mir mein Leben“.

Und nun kamen sie, im Laufschrift, ihre Waffen auf uns gerichtet, mein Gehirn schaltete auf Zeitlupe. Ihr Näherkommen dauerte eine Unendlichkeit, alles

Denken war abgeschaltet. Wir waren acht, ihrer waren es fünf, einer ritt auf einem Pferdchen. Mit erhobenen Armen standen wir vor ihnen. Noch ehe sie mit uns näheren Kontakt aufnahmen, stellten sie eine gezielte Frage: „Russki“? Wir schüttelten mit den Köpfen. Hätte jemand gezuckt, wär's sein sicherer Tod gewesen. Die vor uns stehenden Rotarmisten waren Richter und Urteilsvollstrecker in einer Person, zwischen Urteil und Erschießung lägen nur wenige Sekunden.

Während wir um unser Leben bangten, freuten sich die Sieger auf reiche Beute. Zuerst nahmen sie die Uhren, dann alle Wertgegenstände, die man bei sich trug, solche, die sie nicht besaßen. Wehrmachtssoldaten waren wohlhabender als Rotarmisten. Weil wir in der Überzahl waren, hatten sie die Möglichkeit reiche Beute zu machen.

Ein etwas älterer mit einer Schirmmütze hatte es gezielt auf meine goldene Armbanduhr abgese-

hen. Als ich sie ihm aushändigte, blickte er mich böse an. Was er sagte, verstand ich nicht. Wie eine Wasserwaage hatte sie unter dem Glas eine kleine Luftblase, der Rest war Wasser der durchquerten Beresina. Sofort wendete er sich einem anderen zu, in der Hoffnung, eine intakte Uhr zu erbeuten. Danach ging der junge Soldat, der auf dem Pferdchen ritt, bei mir auf Entdeckung.

Meine lederne Brieftasche musste ich ihm aushändigen, in ihr waren alle Familienfotos. Ich hatte keinen Mut, sie zu erbitten, aber er tat es von sich aus, nahm sie aus der Tasche, während er mich lächelnd anschaute, reichte er sie mir. Das kam einer Offenbarung gleich. Ich hatte plötzlich die Gewissheit: Du darfst weiterleben. Dieser nette Junge entdeckte die Scho-Ka-Kola Dose mit den zwei, drei Riegeln Schokolade. Er hielt inne, als wollte er sie mir zurückgeben, dann aber siegte doch sein Verlangen, richtige Schokolade zu essen, vielleicht

das erste Mal in seinem Leben. Er steckte sie ein. Dann wurden wir von ihnen abgeführt. Neben mir ritt der junge Rotarmist, der sich auf seine Schokolade freute. Er schien zu ahnen, dass ich tagelang keine Verpflegung empfangen hatte und ich deshalb sehr hungrig sein musste. Plötzlich griff er in seine Satteltasche, holte ein Stück Brot und ein Stück Speck heraus. Während er es mir reichte, sagte er: „Naoa“. Das heißt, „Nimm es“. Glücklicherweise bedankte ich mich über dieses unerwartete Geschenk und konnte nach vielen Tagen endlich meinen Heißhunger stillen.

Als ich in meiner Angst, ich sag's ganz ehrlich, darum gebetet hatte, es mögen uns doch menschliche Russen gefangen nehmen, hätte ich nie gedacht, von einem solchen etwas zu Essen zu bekommen. „Und wenn dein Feind hungert, so speise ihn, und wenn du dieses tust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.“ Diese Worte stehen in

unserer christlichen Bibel (Römer 12,20). Es wäre zu wünschen, dass dieser Spruch für alle Religionen Gültigkeit hätte und überall dort praktiziert würde, wo Hass und Feindschaft gepredigt werden.

Als ich Ende 1949 nach Hause kam, wartete auf mich eine Menge ungeöffneter Briefe an mich mit dem Vermerk: „Zurück an Absender, Empfänger vermisst.“ Einer jedoch war geöffnet, der Brief eines Offiziers an meine Eltern. Er teilte ihnen mit, dass ich am 29. Juni 1944 das letzte Mal gesehen wurde und seither alle Nachforschungen ohne Erfolg geblieben sind.

Zum Schluss schrieb er: „Ich spreche Ihnen in meinem und im Namen der gesamten Kompanie mein tiefstes Beileid aus. Ich weiß, dass alle Worte nur ein schwacher Trost sein können in Ihrem tiefen Schmerz, aber das Bewusstsein, dass Ihr Sohn im Kampf um den Bestand und die Freiheit unseres

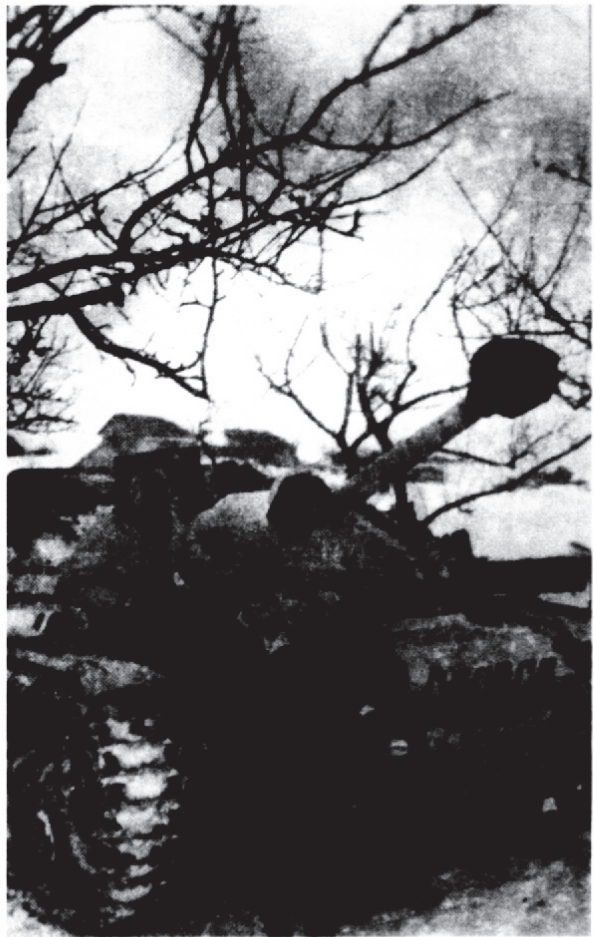
Volkes am Feind geblieben ist, mag Sie mit stolzer Trauer erfüllen.“

So war das damals, kein Wort von einer möglichen Gefangenschaft mit Hoffnung auf Überleben. Vermisste Soldaten in Russland wurden amtlich einfach tot geschrieben. Es ist schon ungewöhnlich, wenn man das Beileid zu seinem eigenen Tod selber liest. Vor vielen Jahren sagte mir jemand: „Junge, dann wirst du uralt.“ Das hat sich nun erfüllt.

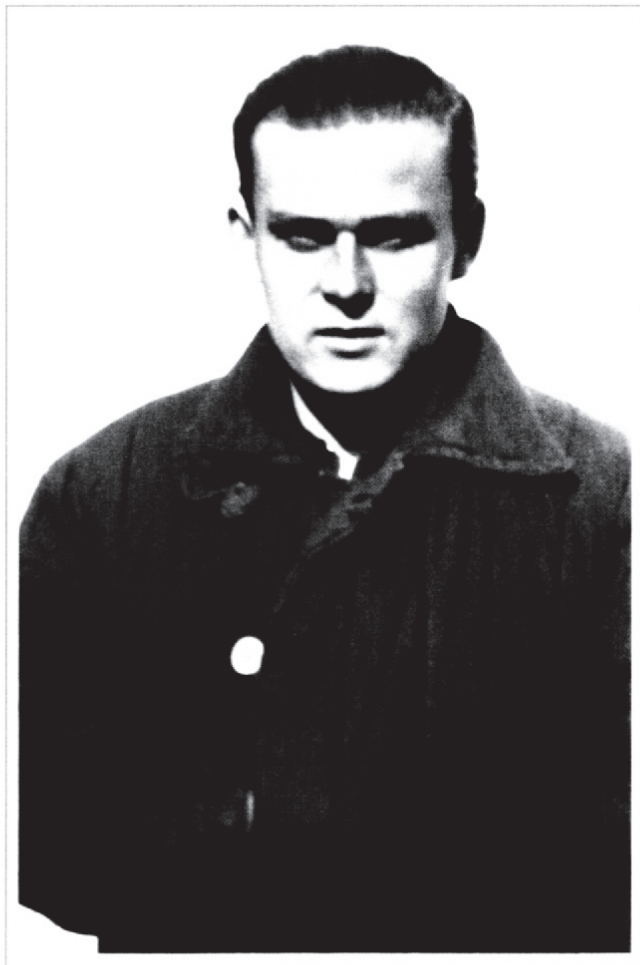
Bilder:

- 1 Eberhard Heinemann als Soldat 1944
- 2 Wittebsk, Februar 1944
- 3 Eberhard Heinemann als Heimkehrer 1950





2



3



SCHO-KA-KOLA heute.

Die Postkarte hat der Autor aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft an seine Nichte geschickt.



9 783940 232090